

NOVUM

oder KOHELET, VITRY, BACON, MODE UND KI

ein Essay von

REINHART BUETTNER

„Es gibt nicht Neues unter der Sonne“ sagt der Prediger im biblischen Buch „Kohélet“, jenem Text der hebräischen Weisheitsliteratur aus dem hellenistischen 3. Jahrhundert v.Chr., das tief skeptisch, resignativ und deprimierend die Fragen nach dem Sinn des Lebens behandelt. Alles sei eitel, ein Haschen nach Wind, vergebliche Mühe, sinnlos und vergänglich lautet die Botschaft.

Dieses erstaunliche Buch aus dem Alten Testament und sein anomymen Autor wird in den meisten Compendien über „Philosophie als Lebenskunst“ in einem Atemzug mit seinem Zeitgenossen Epikur und seinen Nachfolgern Seneca, Marc Aurel, Erasmus, Montaigne, Schopenhauer und Nietzsche genannt, wahrscheinlich weil man Kohélet als einen der ersten Radikalen ansieht, der alles Vernünftige und Moralische direkt und hart mit den Vergänglichkeit konfrontiert.

(Klassiker der philosophischen Lebenskunst. Von der Antike bis zur Gegenwart. Ein Lesebuch. Mit einem Nachwort und Registern herausgegeben von Josef M. Werle. München: Goldmann 2000.)

So wichtig diese anti-euphorische, ernüchternde und proto-existenzialistische Stimme ist, so zum Widerspruch reizend und inspirierend ist sie auch. Ob es nicht vielleicht doch etwas Neues gibt, obwohl das meiste nach bekannten Mustern und in immer der gleichen Weise verläuft, fragt man sich unwillkürlich.

Zwei Denkfiguren stehen einander gegenüber: das Ewige, Unbewegliche und immer Gleiche und das ständig sich Verändernde, das Fließende und immer Neue, philosophiehistorisch durch die beiden Namen und Positionen Parmenides und Heraklit repräsentiert.

Vom heraklitischen Standpunkt aus könnte man Kohélet vielleicht vorwerfen, dass er nicht genau genug hinschaue und das Gleiche mit dem Selben verwechsle und sich damit vielleicht eines oberflächlichen, trivialen Kurzschlusses schuldig mache.

Ebenso kurzschlüssig wäre es aber auch, jedes Neue weil es ein anderes Denken und Handeln notwendig macht, immer als Verrat an der Tradition anzusehen und in ihm in erster Linie die Aufkündigung alter Werte zu erblicken. Weder ist jedes Alte darum schon gut und wertvoll, weil es alt ist, noch ist jedes Neue allein weil es neu ist, gut und begrüßenswert. Das Verhält von Alt und Neu ist viel zu komplex, um es mit kurzschlüssigen Bewertungen abzuhandeln, bevor wir uns der Mühe unterzogen haben, die Referenzen und Konsequenzen im Einzelnen zu klären.

Solches Klären müsste sich auf die Bereiche konzentrieren in denen Neues auf Altes trifft, es teilweise ersetzt oder strukturell reformiert, ergänzt durch eine detaillierte Gewinn- und Verlustermittlung samt der Beachtung

kontextueller und weitreichender Konsequenzen wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und kultureller Art.

Aber, wer macht sich schon diese Mühe bei der Einführung neuer Produkte, Methoden und Umgangsformen. Meist sieht es doch so aus, dass die Novitäten relativ blind auf den Markt geworfen werden und dann erst beobachtet wird, wie sich das Verhalten darauf einrichtet, sich anpasst oder verändert, häufig begleitet von den üblicherweise verspäteten kulturkritischen Kommentaren, Einschätzungen und Bedenken.

So war es bei der Eisenbahn, dem Automobil, den ersten Telefonen, Computern und Smartphones, was deren Siegeszug in keiner Weise beeindruckte. Selbst der wohlmeinendste Kritiker wird flugs zum Fortschrittsfeind, gleich ob er es ist oder nicht, sein „Ja, aber anders“ wird überhört, seine kontextuellen Bedenken werden bei Seite geschoben, als nicht zielführend diskreditiert und rasch als unwesentlich vergessen.

Natürlich kann nichts die allgemeine Entwicklung aufhalten, zumal dann, wenn sie mit Geschäftsinteressen verbunden ist und die Gesellschaft ausreichend suggestibel gemacht werden konnte, das vorgeschlagene Neue für das Alternativlose und schlechthin Notwendige zu halten.

So geschieht es derzeit mit der „allein-seelig-machenden“ Digitalisierung von allem und jedem, das sich nicht wehrt, das schlauerweise wie eine hilflos machende Naturgewalt hingestellt wird, der wir schlichtweg ausgeliefert seien, was aber keineswegs der Fall ist.

Der ungeheuer brutale und im Grunde unverschämte und künstliche Innovationsdruck, der durch die Computer- und Softwareindustrie erfunden und durchgesetzt wurde, ist ein gutes Beispiel für die systematisch betriebene Verstetigung unserer Bedürftigkeit, die unsere Abhängigkeit als Einnahmequelle über große Zeiträume hinweg bequem garantiert.

Ist die Rede vom Neuen nicht ohnehin eine ungenaue und subjektive, wo nicht gar eine generell relative? Was für mich absolut neu ist, mag für einen anderen eine seit langem schon vertraute Tatsache und ein Gegenstand seiner Alltagsbeschäftigung sein. Ist die Neuigkeit von gestern morgen noch eine solche, oder wie lange dauert die durchschnittliche Zuschreibungsdauer für Neu ... 3 Tage, 3 Jahre, oder einen Moment?

Ist das Überraschungsmoment konstitutiv für das Neue?

Ist das Neue mit Notwendigkeit das „zunächst Fremde“ und haben wir darum die bekannten Schwierigkeiten, uns daran zu gewöhnen?

Ist „neu“ eine Qualität oder eine Umstandsbeschreibung, die inhaltlich nichts über die in Rede stehende Sache aussagt?

Neu scheint eine Formulierung zu sein, die syntaktisch einen Komparativ bahnt oder andeutet und da sie Kontext abhängig ist, erwartet der Hörer in der Regel irgendein „besser, schneller, weiter“ im Fortgang der Information. Ohne weitere, vergleichende, den Kontext erhellende Explikationen „für wen. . . im Bezug worauf . . . im Gegensatz zu . . .“ bleibt sie aussage-schwach und ist von relativer oder geringer Bedeutung.

Literarische Zeugnisse, in denen „das Neue“ eine wichtige Rolle spielt, sind zahlreich und sehr alt, was die Vermutung nahelegt, dass seit jeher etwas Neues etwas Altes abgelöst hat und dieses auch so empfunden wurde, sei es als Bewegung der Zeit, als Entwicklung, als Fortschritt, oder, schlicht und intim, als persönliches Altern.

Das „Neue Testament“ und seine Bezeichnung als ein solches gilt üblicherweise als das Musterbeispiel für ein sich Abgrenzen innerhalb der gleichen Literaturgattung von einem anderen und älteren Beispiel. Ein Text aus dem Bereich religiöser Kulte und Überzeugungen wird durch die Bezeichnung als Neu offensichtlich von einem anderen, älteren Text der gleichen Sorte zeitlich und inhaltlich abgegrenzt. Unterstützt wird das Neue und Andersartige durch eine andere Sprache und eine andere Argumentationsstruktur. Vor allem in der sogenannten Bergpredigt (Matthäus 5) taucht die stereotype Wendung auf, „Ihr habt gehört, dass gesagt war, du sollst nicht ...ich aber sage Euch ...“, wodurch das Neue in antithetischer Form von einem Alten explizit abgegrenzt wird.

Der alte Bund des Volkes Israel mit seinem Gott wird abgelöst und ersetzt vom einem viel weiteren „Neuen Bund“ zwischen Gott und der Menschheit, in dem die generelle und im Vorhinein gewährte Gnade ein viel größere Rolle spielt als das rituelle Befolgen von religiösen Gesetzen.

Die Darstellung des oppositionellen Rabbiners und verfolgten Wanderpredigers Jesus als Messias, der im Alten Testament versprochen worden war, knüpft die beiden Teile der Bibel zusammen und wurde vom eigentlichen Religionsstifter des Christentums Paulus von Tarsos innerhalb und unter den Bedingungen des Imperium Romanum theologisch begründet und missionarisch etabliert.

Der letzte und heftig umstrittene Teil der Bibel, die „Offenbarung des Johannes“ ein Text aus der spätantiken, hellenistischen Visions- und Offenbarungsliteratur, der nicht von allen Christen anerkannt wird, wurde nicht zuletzt seiner Instrumentalisierbarkeit und seines geheimnisvollen Bilderreichtums wegen, in die Bibel aufgenommen, was für große kulturhistorisch interessante Konsequenzen sorgte. (Dante, Michelangelo, Dürer . . .)

Ein weiteres Beispiel, in dem auch bereits im Titel „das Neue“ formuliert wird, ist die so bezeichnete „Ars Nova“ aus der Geschichte der Musiktheorien, die Philippe de Vitry (1291-1361) zugeschrieben wird, einem vielfach unbekannten frühmittelalterlichen, französischen Polymathen.

Der Sekretär und Diplomat am päpstlichen Hof in Avignon, der Dichter, spätere Bischof in Meaux, Komponist und Musiktheoretiker verfasste circa 1322 die Abhandlung mit dem Titel „Ars Nova“, in der es vor allem um eine Neue Art Musik zu komponieren ging, mit dem Ziel eine höchst artifizielle Mehrstimmigkeit durchzusetzen, die den Regeln der mathematischen Kombinatorik folgend strukturiert sein sollte.

Zur historischen Musiktheorie muss man bedenken, dass bis zum Mittelalter die theoretische „Musica“ nichts mit der erklingenden Musik, dem praktischen Musizieren, der akustischen Physiologie, oder gar der Ästhetik zu tun hatte. Sie war vielmehr seit dem Vorsokratiker Pythagoras eine Theorie, die zwischen spekulativer Mathematik, Kosmologie und Theologie vermittelte und anders als die übrigen Künste zu den „Sieben freien Künsten“ zählte.

Zur Erinnerung: [Trivium] 1.Grammatik 2.Rhetorik 3.Dialektik, resp. Logik [Quadrivium] 1) Arithmetik 2) Geometrie 3) Musik 4) Astronomie
Die artes liberales stellten in gewisser Weise das spätantike Bildungsideal dar und wurden darum als frei bezeichnet, weil sie, wie Senneca (88. Brief) schrieb: „eines freien Mannes würdig seien“, dh. im damaligen Verständnis, nicht dem Broterwerb dienten.

Vor diesem Hintergrund muss man sich die Mischung aus spekulativer Mathematik, mehr oder weniger fundamentalistischer Theologie, Steganographie/Kryptographie/Notation und monastischer Spitzfindigkeit vorstellen, mit der die gebildeten Kleriker um die Gestaltung und Darstellung einer gottgewollten, symbolischen Harmonie stritten.

Das ging sogar so weit, dass Papst Johannes XXII (1244 -1334) die „Ars Nova“ in den Kirchen verbot, dh, den raffiniert-kalkulierten mehrstimmigen geistlichen Gesang als zu aufregend-emotional und die Ordnung störend (1325) untersagte, mit dem soziologisch interessanten, erstaunlichem Effekt, dass sich daraufhin der Adel in besonderer Weise dieser Neue Kunst annahm und die künstlerische Mehrstimmigkeit zunehmend an den mittelalterlichen Höfen gepflegt wurde, unter Mitwirkung zahlreicher Kleriker übrigens.

In der Ars Nova vollzieht sich vornehmlich eine Annäherung zwischen theoretischer Musik und klingender Musik, dh. die zunächst gedachten Tonarten und Tonwerte sollen nun auch erklingen, gesungen und gehört werden, die Theorie soll sich in einer sinnlich wahrnehmbaren Praxis

erweisen und bestätigt werden. Isoperiodik, Isorhythmik und Mesuralnotation werden dazu benutzt Proportionen zu formulieren, die ähnlich wie die phonetischen Längen, Kürzen und Betonungen in einem Text und seiner Rhetorik den Inhalt verständlicher machen, den Ausdruck einer Harmonie akkustisch verdeutlichen sollen.

Im Gegensatz zum Psalmodieren und zum einstimmigen, gregorianischen Text- und Sprechgesang geht die Mehrstimmigkeit der Ars Nova von einem dialogischen Prinzip aus, gelegentlich sogar von einem dialektischen, von lebendiger Rede, Gegenrede, Antwort und Widerspruch.

Durch die Annäherung an die Rhetorik und praktische Anwendung ihrer zeitlich-proportionalen Vorstellungen wird die theoretische, bis dahin stumme Musik erlebbar, sinnlich und emotional. Im gleichen Maße, in dem sie lebendiger wird, verliert sie ihre symbolische Ewigkeit, was einigen Theologen missfallen musste und als Verweltlichung erschien.

Die detaillierte Beschäftigung mit Klangfarben, Tempi und Metrik, wie man sie bei Guillaume de Machaut, einem der bekanntesten Vertreter der Ars Nova gut studieren kann, der sich in der Tradition der Minnesänger und Troubadure an europäischen Höfen betätigte und bereits ein ausgeprägt künstlerisches Selbstverständnis mitbrachte, macht dies deutlich.

Der Ars Nova stand die Ars Antiqua gegenüber, die zwar auch schon sowohl die Mehrstimmigkeit als auch die Mensuralnotation eingeführt hatte, also die Gregorianik verlassen und die Dauern der einzelnen Noten durch spezielle Schreibweisen festgelegt hatte, die aber noch einem anderen Verständnis von Symbolik folgte. So war es beispielweise klar, dass eine „Longa“, wie die „ganze Note“ des Zeitmaßes eines Musikstücks heute heißt, sich wegen der Trinitätslehre der Kirche natürlicherweise nur in drei Kürzere Notenwerte teilt. Die Teilungsverhältnisse waren in der Folge der „theoretischen und stummen Musica“ und der antiken Proportionslehre und der Triangulatur ein Hauptthema der Ars Antiqua. In ihr ging es um perfekte Proportionen; die Compositio, die Zusammenfügung musste im Sinne eines christlichen motivierten Kalküls restlos aufgehen, tat sie das nicht, war sie „imperfekt“ und zur Darstellung der Gott preisenden Harmonie ungeeignet und moralisch verwerflich, beschäftigte sich mit sündhaften und weltlichen Dingen.

Das Verhältnis von Ars Nova zur Ars Antiqua war kein revolutionäres oder umstürzliches, sondern eher das einer Entwicklung und Fortführung. Hier wird nichts negiert, keiner Errungenschaft widersprochen und keine Machthaber an die Laternen gehängt, sondern das bisher Entwickelte weiterentwickelt, wobei die Grenzen zwischen Verfeinerung, auf die Spitze und Über-Treiben fließend sind. Die in der Ars Antiqua anzutreffende

widersprüchliche Mischung aus naivem „Wörtlich-Nehmen“ kirchlicher Dogmen und antiker Lehren und einem radikalen und abstraktiven Formalismus wird von Vertretern der Ars Nova soweit auf die Spitze getrieben, dass sie sich zwangsläufig verändern und neue Qualitäten zu zeigen beginnen. Die durch Intervalle, und harmonische Bewegung entstehenden Reibungen und Beleuchtungen machen die Musik zu einem höchst plastischen Erlebnis, quasi räumlicher Art, die wie große Reliefs anmuten und imitatorische Bewegungen herausfordern.

Guillaume de Machaut schreibt in seinem „Prologue de Dit dou vergier“, in dem er einen Dialog mit der personifizierten Natur führt und von ihr erfährt, dass diese ihm drei ihrer Kinder zu neuen Liebesfreuden geschenkt hat. Diese sind: Erlebnisse, Redegewandtheit und die Musik... er solle sich nur schnell daranmachen, wenn er berühmt werden wolle. In diesem maschinell übersetzten Dialog, in dem das altfranzösische „Dit“ gewöhnlich mit „Gedicht“ übersetzt wird, obwohl es wörtlich das Sagen, das Gesagte die Rede, Anekdoten oder Geschichten heißt, zeigt sich Machaut als erstaunlich moderner Künstler, der mit offenen Sinnen, die Welt als Material begreift, aus dem er etwas machen kann und im Auftrag der Natur machen soll, die ihn dazu befähigt hat. Keine Musen, keine Götter, noch nicht einmal Gott selbst, sondern die Natur, die natürlich *seine* Natur ist, hat ihm die Fähigkeiten dazu verliehen, eine Haltung, die ihm die Bezeichnung eines „Avantgardisten des Mittelalters“ eingebracht hat, den manche schon an der Schwelle der Renaissance sehen.

Für diese Einordnung spricht auch Guillaumes Neigung zum virtousen Wort-und Bedeutungsspiel, die sowohl in seiner Lyrik als auch in seinen vetonten Texten auszumachen ist. Als Beispiel mag hier der Titel eines Alterswerks dienen, dem er den Titel „Le Livre du Voir-Dit“ gibt und damit eine Neologismus kreiert, der gut in die Verliebtheit der Künstler der Frührenaissance in Allegorien, Symbole, Devisen, Embleme, Impresen und geheimnis-und bedeutungsvolle Sinnbilder passt.

Nicht alles, was „Neu“ genannt wird, ist es auch wirklich und nicht alles, was mit diesem Epitheton geschmückt in die Welt entlassen wird, hat auch eine Veränderung der Praxis zur Folge. Bei der Ars Nova war es der Fall und die Folgen waren weitreichend für die Musik der Neuzeit. Die Kunst des Kontrapunktes, die im Barock ihre Blüte erleben sollte, nahm hier ihren Anfang, die Genauigkeit der Notation, samt Agogik, Rhythmik, Tempo und Dynamik begann mit der Mesuralnotation und deren Verfeinerung in der Ars Nova und die Musikgeschichte verwendet heute die Bezeichnungen Ars Antiqua und Ars Nova als Epochenamen und Charakterisierung.

Als nächstes Beispiel sollen zwei Bücher eines Autors herausgestellt werden, die vom „Neuen“ handeln und diesen Sachverhalt auch im Titel ankündigen. Gemeint sind das „Novum Organum“ (1620) und „Nova Atlantis“ (1627) von Francis Bacon (1561-1626)

So wie der Autor des vorangegangenen Beispiels sein Neues auf ein vorher Bestehendes bezieht, das damit zum Alten wird, bezieht sich Francis Bacon mit seinen beiden Büchern auf Vorausgegangenes, er tut es nur viel umfänglicher, geschichtsbewusster und terminologischer. Er übernimmt sogar Namen und Titel älterer Autoren und reiht sich und die eigene Arbeit durch diese Bezugnahmen in die Reihe von Denkern ein, was als Eitelkeit gelesen werden kann, oder auch als Richtungsangabe seines Engagements. Das Organon gab es schon vorher und Atlantis auch, beide wurde von antiken Autoren behandelt, das Organon von byzantinischen Gelehrten, die unter diesem Namen die logischen Schriften des Aristoteles zusammenfassten und der Name der mythischen Insel Atlantis war seit der Antike bekannt und wurde von Platon in seinen Dialogen mehrfach erwähnt. Ob die geheimnissvolle, untergegangene Insel tatsächlich existierte, und ob ihre Geschichte aus Ägypten, oder dem Zweistromland stammt, ist bis heute unklar, eindeutig ist hingegen, dass sie vielen Autoren als Projektionsfolie für Utopien diente, von Thomas Morus, Tommaso Campanella bis Swift und Bloch, H.G.Wells und Aldous Huxley.

Organon (latein: organum) heißt im Altgriechischen ursprünglich Werkzeug, also etwas mit dessen Hilfe man etwas anderes machen kann, wird aber bereits in der Antike auch im übertragenen Sinn verwendet, als Methode, Art und Weise des Herstellens, Verfahren und Produktionsmittel. Unser Fremdwort „Organ“, jenes Gebilde, das für bestimmte Vorgänge sorgt, hat hier seinen Ursprung.

Aristoteles selbst hat weder seine eigenen Schriften geordnet, noch diesen Begriff verwendet, das haben erst die Überlieferer und arabischen Kommentatoren besorgt, denen wir die Kenntnis großer Teile der antiken Philosophie überhaupt zu verdanken haben, die ohne sie der Philosophenverfolgung und Bücherverbrennung unter dem römischen Kaiser Justinian zum Opfer gefallen wären.

Die im sogenannten Organon zusammengefassten Schriften sind Aristoteles Abhandlungen über Logik, welche die Überlieferer in 6 Bücher aufgeteilt hatten und die als solche für das gesamte Mittelalter die Grundlagen des wissenschaftlichen Denkens bildeten. Die Scholastik bezog sich im Wesentlichen auf die christliche Lehrmeinung und versuchte sie mit der philosophischen, heidnischen Tradition zu harmonisieren.

Es war der Versuch die von den Philosophen gepredigte Vernunft und das durch diese erlangte Wissen mit den kirchlichen Dogmen und Glaubensvorstellungen überein zu bringen und eine Art „rationaler Religion“ zu etablieren, oder einen Glauben zu formulieren, der analytischem Denken zugänglich war und standhielt.

Das intellektuelle Leben spielte sich ausnahmslos in den Klöstern und Bischofssitzen ab, die ihrerseits wirtschaftlich und personell eng mit den führenden Familien des Landes verbunden waren.

Die ersten Universitäten, die als Abspaltungen der Kloster- und Kathedralschulen im 11. und 12. Jahrhundert entstanden, Bologna, Oxford, Paris, waren meist von Studenten gegründete dissidente Einrichtungen, die versuchten, eine von der Kirche unabhängige Lehre zu garantieren.

In dieser schwierigen Konstellation spiegelt sich das Verhältnis von kirchlicher Lehrmeinung und dem vorherrschenden Aristotelismus der Scholastik, die nicht selten in Ketzerprozessen, Klosterhaft und Lehrverbot mündete. Es standen sich im Grunde zwei Bücher gegenüber: da war auf der einen Seite die Bibel samt ihrer Rezeptionsgeschichte und der daraus entwickelten Lehrmeinung und auf der anderen Seite die philosophischen Überlieferungen, in der Hauptsache das Organon des Aristoteles und die daraus entwickelte Lehrmeinungen.

Die Rolle der Kirche war in diesem Jahrhunderte währenden Streit eine höchst ambivalente, einerseits ermöglichte und förderte sie die intellektuelle Auseinandersetzung andererseits schränkte sie deren Freiheit drastisch ein und versuchte sie zu reglementieren. Berühmte Beispiele finden sich in den bewegenden Schicksalen des englischen Franziskaners Roger Bacon, des französischen Benediktiners Pierre Abelard und des deutschen Dominikaners Eckhart von Hochheim, besser bekannt als Meister Eckhart, die allesamt in Häretikerprozesse verwickelt waren und Jahre im Arrest zubringen mussten.

Im Organon hatte Aristoteles den Wissenserwerb, die Wissensvertiefung, die Überprüfung des Wissens und damit die Grundlagen der Wissenschaft beschrieben. Es ging, verkürzt und plakativ gesprochen, letztlich um die „Wahrheit“ und wie man sie im Streit der Meinungen finden und sichern konnte. Das konnte nur mit Hilfe der Logik gelingen, jener Denk- und Sprachdisziplin, die seit den Tagen der griechischen Philosophenschulen als verbindlich galt. Der „orthos logos“ das richtige Denken und vernünftige Sprechen war seit Platon die Grundlage der Wissenschaft, die von seinem Schüler Aristoteles präzisiert und formalisiert worden war und in der mittelalterlichen Scholastik schließlich zu einem weltfremden Formalismus erstarrte, den die monastischen Gelehrten virtuos handhabten.

Dagegen erhob nun Francis Bacon Einwände, indem er auf die Fehlschlüsse der Syllogistik und ihrer Konklusionen hinwies und die Fallen beschrieb, in die solches Denken führen kann.

In der von ihm entwickelten „Idolen-Theorie“, worunter er Götzenbilder verstand, die unser Verstand irrtümlicherweise verehere, benannte er 4 Idole, die uns in der Tat noch heute zu Denken geben:

„Vier Arten von solchen Idolen halten den menschlichen Geist gefangen (Quatuor sunt genera Idolorum ...). Ich habe sie der besseren Darstellung wegen mit Namen versehen; die erste Art soll als Idol des Stammes (Idola Tribus) bezeichnet werden; die zweite als Idol der Höhle (Idola Specus); die dritte als Idol des Marktes (Idola Fori); die vierte als Idol des Theaters (Idola Theatri).“

Er spricht von Wahrnehmungsverzerrungen und Beeinflussung der Erkenntnis, nennt den menschlichen Geist einen „Krummspiegel“ und geht mir dem, was wir heute „Biases“ nennen scharf ins Gericht, wenn er, beispielsweise im Aphorismus 14, sagt:

„... Der Syllogismus besteht aus Sätzen, Sätze bestehen aus Wörtern und Wörter sind Markierungen von Begriffen. Wenn nun die Begriffe, die die Grundlagen der Dinge sind (und das ist entscheidend) verwechselt werden mit den Wörtern, also verworren und voreilig von den Dingen abstrahiert wird, (um die es doch eigentlich geht, haben wir den üblichen Syllogismus vor uns), aber nichts was nur auf den Wörtern aufgebaut ist, ist sinnvoll.“

Im Aphorismus 19 sagt Bacon:

„Zwei Wege zur Erforschung und Entdeckung der Wahrheit sind möglich. Auf dem einen fliegt man von den Sinnen und dem Einzelnen gleich zu den allgemeinsten Sätzen hinauf und bildet und ermittelt aus diesen obersten Sätzen, als der unerschütterlichen Wahrheit, die mittleren Sätze. Dieser Weg ist jetzt in Gebrauch. Der zweite zieht aus dem Sinnlichen und Einzelnen Sätze, steigt stetig und allmählich in die Höhe und gelangt erst zuletzt zu dem Allgemeinsten. Dies ist der wahre, aber unbetretene Weg.“

Das langsame Fortschreiten von wiederholter Beobachtung und überprüfendem Experiment und erneuter Beobachtung unter anderem Blickwinkel und Vermeidung voreiliger Schlüsse, schlägt er vor.

Im zweiten Buch des *Novum Organum*, des „Neuen Denkwerkzeugs“ exerziert Bacon die neue und bessere Methode des wissenschaftlichen Denkens und Handelns am physikalischen Beispiel der Wärme durch und zeigt, wie viele Aspekte übersehen werden, wenn zu viel „top down“ gedacht und argumentiert wird und wie schnell die Untersuchung dadurch verzerrt wird im Sinne der zuvor erwähnten Idole. Dem Ziel der „unverfälschten Erfahrung“ könne man sich nur durch die „induktiv-empirische Methode“ nähern, die auf die »*Erkenntnis der Ursachen und Bewegungen sowie der verborgenen Kräfte in der Natur und die Erweiterung der menschlichen Herrschaft bis an die Grenzen des überhaupt Möglichen*« gerichtet sei, wodurch eine Wissenschaft begründet werde, die von Vorannahmen, Mythen und Spekulationen frei ist und durch keines der aufgeführten Idole getrübt und entstellt wird.

Als wolle er dieses sein Wissenschaftsideal auch Nicht-Wissenschaftlern verdeutlichen und schmackhaft machen, kleidet er es in der Nachfolge von Platon, Morus, Campanella und Andreae in die Form eines utopischen Romans, in dem er seine Vorstellungen eines Forschungsinstituts auf einer Insel darstellte. Posthum von seinem Biographen und Nachlasswalter veröffentlicht, ist der Roman Fragment geblieben und darum in seiner Konzentration auf das Haus Salomon auf der Insel Bensalem, in dem ein weiser HoherPriester als Forschungsdirektor die Geschicke lenkt, kaum mit seinen Vorgängern zu vergleichen.

Obwohl oder gerade weil Nova Atlantis Fragment geblieben ist, hatte es großen Einfluss auf die Gestaltung des künftigen Wissenschaftsbetriebs an den jungen europäischen Universitäten und die weitere Entwicklung bis hin zur Etablierung der Ersatzreligion Wissenschaft in den folgenden Jahrhunderten.

Das Neue bei Francis Bacon tritt in der Gestalt des Verbesserten und Angemessenen auf, bisweilen sogar als das Richtige, was das Alte zu Falschen und Überwundenen macht. Damit ist die Folie geschaffen, die benutzt wird, um unter der Fahne der Wissenschaft den ungebremsten Fortschritt zu legitimieren, obwohl er sich bei genauerer Betrachtung nicht selten als Opfer der *Idola Foris* entpuppt.

Die Fehlbarkeit der Wissenschaften und der generell hypothetisch-vorläufige Charakter ihrer Erkenntnisse ist eine relativ junge Errungenschaft, die die Euphorie des Anfangs zu relativieren im Stande sein könnte, wenn ihm nicht eine mittlerweile große und mächtige scientific community gegenüberstünde, die behördenhaft traditionell gesinnt ist.

Sie ist dies aus gutem Grund, da seit der Allianz der Wissenschaft mit der Industrie aus wirtschaftlichen Gründen die Beschleunigung des Fortschritts und der Moden droht die Sorgfaltspflicht und Verantwortung der langsamen Wissenschaft zu unterlaufen resp. zu überholen.

Das besonnene Denken und Handeln, das neben der Entdeckerfreude ebenso zum wissenschaftlichen Arbeiten gehört, wie der Fleiß, die Genauigkeit und Ehrlichkeit, sollte bei allem Fortschritts- und Ameliorationsglauben nicht vergessen werden, auch wenn das jetzt und heute etwas altklug und vorgestrig klingen mag.

Nicht alles und jeder ist käuflich, auch wenn häufig das Gegenteil behauptet wird, was gerade im Zusammenhang des Neuen, Nie-Da-Gewesenen, Einmaligen oder gar Revolutionären betont werden muss, weil wir uns in einer unguten Inflation der Novitäten befinden, die sich zu allem Überfluss auch noch gegenseitig überbieten.

Der Assoziation des Neuen mit dem Zeitgemäßen, Modernen und Fortschrittlichen steht die mit dem Modischen, Nicht-Ernstzunehmenden und Ephemereren gegenüber und um diese Ambivalenz, nahe verwandte Widersprüchlichkeit oder Dialektik haben sich viele Theoretiker „herumgedrückt“ und sich lieber den alten und ewigen Fragen der Philosophie gewidmet, um nicht etwa das Schicksal eines Christian Garve und anderer vergessener Philosophen zu teilen.

„Daß es Moden unter den Menschen giebt, ist eine Folge ihrer geselligen Natur. Sie wollen einander gleichförmig seyn: weil sie miteinander verbunden seyn wollen. Jede in die Augen fallende Unähnlichkeit in Kleidung, Wohnung und Lebensart, ist ein Abstand, der die Zuneigung verhindert, und der vertraulichen Mitteilung der Ideen im Wege steht. Wenn Menschen einander einmal so nahe sind, daß sie mit einander gemeinschaftlich handeln, oder sich in Gesellschaft miteinander vergnügen: so ist es eben so wohl eine natürliche Folge ihrer Gesinnung gegeneinander, als eine unwillkührliche Wirkung ihres Beisammenseyns, daß sie einander ähnlich zu werden streben. Und diese Gleichförmigkeit, wenn sie in einer Gesellschaft einmal erreicht ist, wird für jedes neue Glied, das in dieselbe aufgenommen, werden oder in ihr mit Ehren und Vergnügen auftreten will, eine Regel.“ sagt Christian Garve in seinem Essay „Ueber die Moden“ (1792)

Der als „Popular- oder Damenphilosoph“ diskreditierte Garve (nur weil er, inspiriert von Engländern und Schotten verständlich schrieb und nicht der deutschen Marotte der systematischen und tiefsinnelnden Un- bzw. Schwerverständlichkeit folgte) hat in seiner proto-soziologischen Betrachtung bereits die wirtschaftliche Seite der Mode mitbedacht, wenn er die Arbeitsbeschaffung durch die reichen Trendsetter beschreibt. Er

formuliert es natürlich nicht so, sondern schildert in der Sprache des 18. Jahrhunderts ausgesprochen moderne Beobachtungen und zieht seine Schlüsse.

Nach einigen Bemerkungen über Nationalcharakter und „Industriefleiß“ werden Garves Beobachtungen konkreter und seine Sprache merklich kritischer: *„Was aber den Kreislauf der Kleider-Moden noch mehr beschleunigt, was diesem Wirbel die so weite Ausdehnung gibt, daß er alle Stände der Gesellschaft, nur den allerärmsten ausgenommen, mit sich fortreißt, ist, daß Kleider ein beständiger Gegenstand der Beobachtung und der Beobachtung aller sind. Was am meisten gesehen wird, das sticht den Eiteln am meisten auszufieren, und das kann der Liebhaber des Neuen am leichtesten copiren. An allen öffentlichen Orten, im Schauspielhause, auf den Spaziergängen, in den Straßen der Stadt, stellt der Reiche und Vornehme seine Kleider und seinen Putz zur Schau aus.*

Ihn von dieser Seite seiner Pracht oder seines Geschmacks kennen zu lernen, dazu hat jeder Zutritt: dahingegen das Uebrige seines Wohllebens, so, wie seiner Gewohnheiten, nur denjenigen bekannt wird, die ihn in dem Innern seines Hauses sehen. Daher geht dort die Bewunderung, welche das Neue, besonders bey den Zuschauern der wohlhabenden Mittelclasse, erregt, bald in Bekanntschaft mit der Form und der Beschaffenheit der Sache, und diese in Begierde und Nachahmung über. Diese weniger unterbrochne, und schnellere Mittheilung jeder neuen Erfindung in der Form und Farbe des Kleiderschmucks, vom Höhern zum Niedrigern, vom Reichen zum Mittelmanne, reizt auch die arbeitsame Classe mehr, auf solche neue Erfindungen zu denken.“

Sein Versuch, die Mode, ihre ständige Veränderung, das Bedürfnis nach Neuem zu verstehen und zu begründen, lässt Garve nach weiteren Analogien und Ähnlichkeiten suchen und er stellt fest, dass es in der Literatur, der Wissenschaft und Kunst ganz ähnlich zugeht und kommt letzten Endes auf die Sprache, die sich der Mode vergleichbar, in der Zeit und mit der Zeit ständig ändere. Ob zum Besseren oder zum Nachteil stellt er zur Diskussion, bleibt aber in summa gemäßigt optimistisch, obschon er auch die Mode-und Novitäten-Knechtschaft sieht und beschreibt, wenn er sagt:

„Nicht nur das geschäftige Bestreben, die neusten Moden kennen zu lernen, sondern auch die Nachgiebigkeit des Geschmacks, sie immer schön zu finden, kann nur in einem schwachen Geiste statt finden.“

Nachdem sich Garve ausgiebig mit dem „Modetoren und dem Modemuffel“ beschäftigt hat, den am meisten gefährdeten Mittelständlern und den Neureichen kommt er gegen Schluss wieder auf die eingangs festgestellten „Kleinheit“ zu sprechen und auf die Nebensächlichkeit der Moden, der aber niemand gänzlich entfliehen kann und schwenkt auf den aufgeklärten und toleranten Mittelweg des nolens volens ein, wenn er mit der Bemerkung schließt:

„Endlich, da die Absicht, warum wir Moden mitmachen, keine andre ist, als weil wir, zwischen uns und andern Menschen, die Gleichförmigkeit, die der vertraulichen Verbindung mit ihnen günstig ist, zu erhalten wünschen: so ist klar, daß wir den Endzweck der Moden am besten erreichen, wenn wir uns nach den Gewohnheiten der vernünftigsten und gesetztesten Personen unsers Geschlechts richten. Da aber diese mit ihrem Innern, als dem Wichtigern, stets mehr, als mit dem Aeußern beschäftigt sind: so können wir ihre Mode nicht wohl anders befolgen, als indem wir die der Galanterie ein wenig vernachlässigen.“

Betrachtet man unter dem Blickwinkel des Neuen, Modischen und aller Neusten die Umgebung, unseren Alltag, die politischen Ereignisse, die dahinsiechenden alten Werte und Selbstverständlichkeiten wird man allenthalben dystopisch Szenarien sehen und vielleicht zum gewohnten Achselzucken übergehen; wie aber verantwortlich denken und handeln, wie problembewusst agieren...? wäre es ein Märchen, stünde hier jetzt: „da war guter Rat teuer“.

Wären wir in den USA der 60er Jahre, in denen jeder, der nur eine mit Maßen originelle Idee hatte, flugs ein eigenes Institut, eine neue Sekte, ein Trainingscamp und eine Glaubensgemeinschaft gründete, hätten wir jetzt die Auswahl zwischen Rezepten und Heilsversprechen.

Da wir aber im alten, weniger euphorischen Europa das Ende unserer einstigen Bedeutung abwarten, fallen unsere intellektuellen Bemühungen um ein mögliches Verständnis der realen Situation etwas komplizierter aus. So verheißungsvoll sie auch immer klingen mögen, da helfen uns weder die General Semantics, noch die Neu-Geistbewegung, keine Humanistische Psychologie, weder die Menschliche-Potentialentwicklungsbewegung, noch die drogenschwangere Bewusstseinsweiterung, weder die befreiten Blumenkinder Kaliforniens, noch der aufgeklärte Neo-Paganismus der großen Städte, weder die sozialistische Landkommune, noch die buddhistischen, neuen Asketen.

Aldous Huxley, der sich am naiven, libertären „anything (goes) counts“ Amerikas gründlich den Geschmack verdorben hatte und schließlich sein intellektuelles Seelenheil, nach vielen Um- und Seitenwegen in einer Melange aus indischer und europäischer Mystik suchte, hat sich letztlich auf einen typisch europäischen Eklektizismus eingelassen, der zwischen Pazifismus, Humanismus, Mystik, philosophia perennis und östlichen Einsichten oszillierte und zusätzlich im Spagat zwischen europäischer Hochkultur und amerikanischem Pop versuchte neue Harmonien zu finden. Dass er dabei wie ein Derwisch auf den unterschiedlichsten religiösen und weltanschaulichen Szenen tanzte, hat ihm nicht nur Freundschaften beschert.

Huxley ist eine symptomatische Erscheinung, die für den Intellektuellen eines globalen Multiperspektivismus steht, der im 20. Jahrhundert all jene Erwartungen zu erfüllen hatte, die von den Philosophen auf die Schriftsteller übergegangen waren. Fasziniert von seiner Intelligenz und seiner Bildung hat man ihm sehr viel angetragen und ihn, gelinde gesagt, damit leicht überfordert, denn ein Weisheitslehrer im strengen und originellen Sinne war er selbst nicht, dazu war er nicht urwüchsig, verschroben und naiv genug, er hat sich lediglich mit solchen sehr ausgiebig und klug beschäftigt.

Wenn also von bereits existierenden und ausformulierten „-Ismen“ weder angemessene noch aussichtsreiche Lösungsvorschläge zu erwarten sind, weil mittlerweile zu allem, was in der philosophia perennis zu finden ist, noch vieles nicht Analogisierbares hinzugekommen ist, müssen wir uns auf uns selbst verlassen, können platterdings keine Anleihen machen, weder beim Taoismus, noch bei den Veden, weder bei Juan de la Cruz, noch bei Abélard oder Pico della Mirandola.

Da jeder Eklektizismus eine neuer, individueller und unvergleichlicher ist, müssen wir wahrscheinlich unsere Zitierkonventionen ändern und endlich und ehrlicherweise die erste Stufe der „Neuen Indirektheit“ offiziell und verbindlich einführen. Diese würde aus indizierten Eklektizismen bestehen, also zB Mystik ^{Ekl.Huxley} oder Kunst ^{Ekl.Buettner}.

Da es häufig nicht mehr möglich ist, zwischen selbst-Gedachtem und Angelesenen, aber vollständig in den eigenen Wort- und Denkschatz Übernommenen zu unterscheiden und kurz gesagt gilt: „je gebildeter desto eklektischer“ müssen wir uns zu einer neuen intellektuellen Redlichkeit durchringen, so schwer es auch fällt.

Wir leben in derart vermittelten Welten, dass es geradezu einem Hohn gleichkommt, ursprüngliche Quellen angeben zu wollen, oder zu können. Wir brauchen andere und vielleicht „neuere“ Modelle, nach denen wir intellektuelle Leistungen bewerten, schätzen und weiter-verwerten.

Die Breite des Horizonts, aus denen die Versatzstücke und Anregungen stammen und die ästhetische Qualität der Komposition des Arguments bieten sich an, auch die Originalität und Singularität sind denkbar.

Grammatik und Rhetorik der jeweils verwendeten Sprache werden eine entscheidende Rolle spielen, auch die Wahl des Zeichensystems, jenseits der einseitigen und einschränkenden Alpha-Numerischen-Obsession.

Die Vergewisserungs-und Überzeugungsstrategien werden sich ändern müssen, ebenso unser Umgang mit Quantität und Qualität.

Vor allem aber ist eine radikale Sensibilitätssteigerung gegenüber Modellen, Denkfiguren und Erlebensschablonen dringend geboten, wenn wir uns überhaupt einen Rest von kritischem Geist bewahren wollen, der als Korrektiv unseres sedierten, pantophagen Vegetierens immer wichtiger wird.

Müssen wir womöglich selektiver werden im Hinblick auf das, was wir uns bieten lassen, was wir bereit sind hinzunehmen und zu ertragen gewillt sind, quantitativ-bescheidener und qualitativ-anspruchsvoller?

Auch wenn das nach neuem Elitarismus klingt, oder wohlverstandener Aristokratie, die nicht an Besitz sondern an Fähigkeit gebunden ist, scheint hier ein Ausweg aus der alles niederwalzenden Mediokrität sichtbar zu werden . . . oder gibt es da vielleicht ein sozial motiviertes Denkverbot?

„mais, il faut cultiver notre jardin“ sagt Voltaire am Ende seines *Candide ou l’optimisme*, worin nichts über Größe und Art des Gartens gesagt ist und Heinrich von Kleist schwärmt im letzten Satz seines Marionettentheaters von einer „Naivität zweiten Grades“ wenn er im schwebenden Frageton davon spricht, dass wir „ein weiteres Mal vom Baum der Erkenntnis essen müssen, um in den Zustand der Unschuld zurück zu fallen“.

Was bedeuten diese beiden poetisch- metaphorischen Alternativen für unsere Handlungs- und Denkscheidungen: Voltaire empfiehlt den bescheidenen Rückzug ins Private und Kleist die wiedergewonnene kindliche Unbekümmertheit. Ob das die ultima ratio in unserer Situation sein kann, sei dahingestellt, obwohl die unausgesprochenen Hoffnungen in diesen beiden Äußerungen Einiges für sich haben.

Voltaires Empfehlung hat eine auffallende Ähnlichkeit mit dem derzeit vielfach bemühten Slogan: „think global-act local“, der versucht die Dimensionsunterschiede durch doppelte Parallelisierung von thinking und acting und von global und local zu überspringen und Kleists raffinierte paradoxe Intention, die, nach den Einsichten der kommunikationstheoretischen Schule, entweder in den Wahnsinn oder die Glückseligkeit führen muss, erzeugt die zwangsläufig folgende Frage, ob nicht beides das Nämliche sei.

Da beide alternative Empfehlungen die forcierte Kurzschlüssigkeit einer finalen Pointe aufweisen, ist ihnen wohl eher eine fragende Vermutung als eine ernst zu nehmende Moral zuzutrauen und wir scheinen dazu verurteilt zu sein, im Irrgarten unserer „vita intellectualis eclectica“ nach neuen Ausgängen Ausschau halten zu müssen, obwohl die Kleistsche zweite Naivität mit ihrer impliziten Aufforderung, unbekümmert drauflos zu denken, das Versprechen neuer Erkenntniswege andeutet. Von der Glossolalie bis zum automatischen Schreiben der Surrealisten, den Neologismen einiger Psychotiker und den Lautpoesien von Johann Klaj (1616–1656) über Edward Lear, Kurt Schwitters, Christian Morgenstern bis Ernst Jandl kann Alles dazu dienen, das „Neue“ zu erschließen, zu ertrotzen, zu erleuchten, zu ergaunern, zu erstürmen, zu erpressen, zu erbeuten, zu erklimmen, zu erfinden . . .

Hatte sich bislang der Konventionsdruck in der Hauptsache auf alte Übereinkünfte bezogen, geht ein ähnlicher Druck mittlerweile von Neuerungen aus. Sich diesem zu widersetzen, oder sich ihm nicht zu beugen, wird umgehend mit Ausschluss, Isolation und dem Entzug der Geschäftsfähigkeit bestraft. Dafür scheint in erster Linie die erstaunlich widerspruchlos hingenommene Diktatur der digitalen Technologie und Methodik verantwortlich zu sein. Sie nivelliert mittlerweile nahezu alles, hat das Spiel ebenso erfasst, wie die verantwortungsvolle Arbeit, dominiert

die Wissenschaften, die politischen Entscheidungen und unseren Alltag bis in die intimsten Winkel und wird mit einer Naturgewalt verwechselt. Von Zauberlehrlingen zu sprechen, wäre ein niedlicher Euphemismus angesichts der drohenden operativen Monokultur und methodischen Einseitigkeit, der wir uns blind und alternativlos ausliefern.

Weit davon entfernt, die künstliche Intelligenz zu dämonisieren, bleibt zu hoffen, dass sie uns dazu verhilft, auch Alternativen zu sich selbst zu entwickeln und wenigstens die lächerlichsten Auswüchse der Datenhuberei zu überwinden.

Sollten wir vielleicht doch auf die Emergenz hoffen oder gar auf die Grundannahmen des dialektischen Materialismus samt seinem Versprechen, dass sich mit Quantität und Qualität etwas ereignen möge, dass vielleicht in eine günstige Richtung weist?

Oder sollten wir uns auf die abduktive Hypothesenbildung konzentrieren, mit deren Hilfe wir zu veränderten und „neuen“ Fragestellungen kommen können und vielleicht nicht länger das tertium ausschließen müssen und uns dadurch ungeahnter Chancen selbst berauben?

Den berühmten Satz Nietzsches: „Den Stil verbessern – das heißt den Gedanken verbessern, und gar nichts weiter!“ kann man leicht und erhellend paraphrasieren, zB in: den Stil verändern – das heißt den Gedanken verändern . . . und verändertes Denken ist nun einmal die Grundlage für verändertes Handeln . . . und das brauchen wir:

. . . eine Kultur des reflektierten Konjunktivs samt optativ, voluntativ, prospectiv mit allen anderen irrealen modi und modalen Umschreibungen, angstfrei und ungeschützt formuliert, sollte dringend rehabilitiert und in unserer Alltagssprache zu neuer Blüte und Konjunktur gebracht werden, weil wir ohne die Übung eines solchen Sprechens und Denkens sowohl die kritische Selbstbefragung als auch das Wünschen verlernen.

Stürzen Sie sich also in den reflektierten Konjunktiv und formulieren Sie beharrlich Ihre Wünsche bevor es andere für Sie tun

DANKE